



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Das Singvögelchen unserer lieben Frau

die fertigen Lehrerinnen bald hinausziehen in die weite Ferne, um durch Unterricht und Erziehung als Ordens- und Missionschwestern den Arbeitern im Weinberge des Herrn behilflich sein zu können. Zu gleicher Zeit tragen sie als deutsche Lehrkräfte das Deutschtum hinaus in fremde Lande.



Das Singvögelchen unserer lieben Frau

Aus dem Leben nach erzählt von Schw. M. E.

Von erlosch'nen Sternen fällt der Strahl
immer noch wie einst auf Berg und Tal.
Und so leuchten mir noch aus der Ferne,
meiner Jugend längst erlosch'ne Sterne.

Manches Menschenleben ist reich an Ereignissen, die so interessant und schön sind, daß der Erzähler sich fragt, ob man ihm auch glauben werde. Jeder Mensch durchlebt manch dunkle Stunden, aber auch helle, lichte, das sind „Hochstunden“, und er fühlt sich nachher gedrängt, dieselben einem andern mitzuteilen. Wir wollen ihn Marion Gotthold nennen, ihm diesen schönen Namen geben, von dem diese Erzählung handelt, und sie so wiedergeben, wie wir sie aus seinem eigenen Munde gehört; denn wahrlich, „man kann nicht genug das Andenken und die Verehrung edler Seelen verbreiten, wie deren es so wenige gibt“, sagt Lacordaire.

Er lebt nicht mehr, der stille, ernste Mönch, hochgewachsen wie eine Edeltanne, der Sohn des heiligen Benedikt; er war ein Spätberuf, aber nicht durch seine Schuld. Viele Gnaden hatte der Herr dem Jüngling gegeben, schon als Kind, als Knabe, eine tiefe Frömmigkeit und Liebe zur allerseligsten Jungfrau Maria. Er hatte auch eine überaus fromme Mutter und eine ältere Schwester mit Namen Edeltraud. Schon als Kindlein hatten sie ihn der himmlischen Mutter Maria, wie schon sein Name sagt, geweiht. Es war im Wonnemonat Mai; er kam gerade mit Edeltraud aus der Maiandacht, wo er mit ihr im Chor gesungen hatte, nach Hause zu seiner Mutter; er kniete zu ihren Füßen nieder und bat um ihren Segen.

„Marienritter will ich werden, der heiligen Jungfrau dienen,“ sagte der Jüngling mit tiefbewegter Stimme. „Laß mich ein Sohn des heiligen Dominikus werden!“ Weinend gab ihm die Mutter den Segen und freute sich seines heiligen Entschlusses.

Marion stellte sich im Kloster vor, kindlich und besangen, er war von Natur aus kein Redner, hatte eine etwas schwerfällige Zunge und sobald er in Verlegenheit war, geriet er gerne ins Stottern. Marion wurde nicht aufgenommen. Seine

Mutter fürchtete, und zwar mit Recht, daß er sich recht unglücklich fühlen würde. Und so kam es auch. Sein mühsames Schreiten, das tief gesenkte Haupt und das bleiche Gesicht sagten ihr alles. Sie faßte seine Hände, auf welche ihre Tränen rannen, und beschwor ihn, nicht irre an Gott zu werden.

Marion hatte einen geistlichen Freund, der zu ihm Bruder und Vater zugleich war. Die Seele des Jünglings lag vor ihm so klar und tief, wie ein Bergsee, der aber jetzt wie im Sturme die Wogen schlug. Er konnte nichts tun, als abwarten, bis die Wellen sich wieder legten in der Seele seines jungen Freundes. Dann aber folgte eine Stille, die noch schrecklicher war als der wilde Aufruhr; die Wasser schienen so schwer geworden, als ob sie keine Willenskraft mehr zu bewegen vermochte.

Es gab nur eine Rettung für Marion, das nüchterne und doch so gebieterische Wort: „Pflicht!“ Die gute Mutter schien sich selber über das Unglück ihres Sohnes aufzureiben, darauf machte der geistliche Freund den Sohn aufmerksam, und die Kindesliebe siegte und Marion ergab sich; angestrengte Arbeit nebst dem edlen Ehrgeiz, der Mutter die Bürde abzunehmen und die Existenz der Schwester zu sichern, diese seine Pflicht ließ ihn wieder aufleben. Marion wurde Goldschmied, und zwar brachte er es in diesem Fach förmlich zum Künstler. Am liebsten machte er die heiligen Gefäße der Kirche und schätzte sich unendlich glücklich, als ihm eines Tages ein goldener Kelch in ausgesuchtester Form herrlich gelang. Wohl drehte er denselben oft wehmütig in seinen Händen und wie kam es doch, daß ihm immer eine innere Stimme sagte: „Nicht du hast mich erwählt, sondern ich dich.“ —

Der lieben Mutter Gottes verfertigte er eine ganz wunderbar fein gearbeitete Krone, — — wollte er doch immer ein „Marienritter“ sein und bleiben. Er schenkte diese Krone seiner Pfarrkirche und betete oft und oft vor dieser Muttergottesstatue. Jedesmal erfüllte Marion ein süßer Trost, war es ihm doch, als schaue sie so unendlich milde auf ihn hernieder. Seine Schwester Edeltraud war die Präsidentin des Gesang- und Marien-Vereins, und sein geistlicher Freund, der inzwischen daselbst Pfarrherr geworden, gab sich viel Mühe, Gesang und Andachten zur Ehre Mariens recht zu pflegen. Einmal, an einem Maiabend, lud er Marion ein, auch zum Abendsegnen zu kommen. Nach der Benediktion mit dem hochwürdigsten Gute begann der Sängerkhor die Lauretanische Litanei. Eine Solostimme ließ die Ehrentitel Mariens wie hellschimmernde, flüssige Perlen dahingleiten; Marion Gotthold war ganz im Banne dieser Silberstimme, er neigte das Haupt und versank in eine tiefe Sammlung. Hatte er jemals solchen Gesang vernommen? Diese Engelsstimme stieg geradewegs zu Gott empor, die himmlisch süßen Töne legten sich wie eine Krone um das

Bild der Immakulata auf dem Altare, sie glichen den weißen Seraphim, die neben dem Sanktissimum knieten.

Auch der Pfarrer war tief ergriffen, und er betete besonders für seinen Freund Marion, der in nächster Nähe kniete. Nach dem Segen betrat der Geistliche die Sakristei, und Marion war ihm gefolgt. „Hast du unsere fromme Sängerin gehört?“ fragte der Pfarrer. „Findest du nicht, daß sie wie ein Engel singt — ja, und sie ist auch so rein, so gut wie ein Engel, Marion, sie wird nicht umsonst das Singvögelchen unserer lieben Frau genannt.“ Marion lächelte ein wenig über die Begeisterung des geistlichen Freundes; er fragte: „Wie heißt denn eure fromme Sängerin?“ — „Freundchen, sie hat den richtigen Namen, nämlich Angelina, Engelein; ihre Mutter ist eine wohlhabende Witwe, sie wohnen in nächster Nähe des Pfarrhauses, ich kenne das gute Kind so genau wie dich selber, Marion. Alle Leute hier herum kennen und lieben sie wegen ihrer Güte und Wohltätigkeit. Angelina ist kein Weltkind, sie lebt nur für Gott, ihre geliebte Mutter und für die Armen. Wie schön sie beten und singen kann, hast du ja jetzt selbst gehört.“

Der junge Pfarrer sprach es, so warm und innig dabei Marion ins Angesicht schauend, daß diesem ein förmlicher Verdacht aufstieg, er habe mit dieser Jungfrau besondere Pläne. Ja, jetzt fiel es ihm plötzlich ein, was vor kurzem seine Schwester Edeltraud mit der Mutter gesprochen, nämlich, daß man das „Singvögelchen der lieben Frau“ für die Domkirche der Stadt engagieren wollte, aber aus Bescheidenheit habe die Sängerin es nicht angenommen. Er erinnerte sich nur so halb, was gesprochen wurde, weil er nur so interessenlos zuhörte.

Eines Tages bat er Marion, ihn auf einem kleinen Spaziergang vor die Stadt hinaus zu begleiten. Zu seinem größten Erstaunen hörte er den ernstesten, würdigen Priester in ganz begeisterten Worten die Vorzüge und den hausfräulichen Sinn der frommen Sängerin preisen, er begriff endlich, wo das hinaus sollte, und daß der Pfarrer Lebenspläne für ihn selbst machte, in denen eben das Singvögelchen unserer lieben Frau eine Hauptrolle spielte.

Der junge Mann schwieg eine Weile, worauf er nachdenklich sagte: „Du sprichst gerade wie meine Mutter, nur hat sie keine bestimmte Persönlichkeit im Auge, denn soviel ich mal zufällig von meiner Schwester über deine Mariensängerin hörte, so will oder wollte dieselbe ja eine Nonne werden, soll aber wegen ihrer schwachen Gesundheit keine Aufnahme auf ihre Anfragen im Kloster gefunden haben.“

„Das stimmt“, antwortete der Pfarrer“, und es ist auch nicht gut, wenn alle frommen, tugendhaften Jungfrauen ins Kloster gingen; auch in der Welt können diese viel Gutes tun,

ihre Schwesterseele ist rein und kühn, sie wird die deinige nicht hemmen, sondern noch näher zu Gott tragen.“ Diese letzten Worte des geistlichen Freundes blieben schließlich Marion im Geiste haften. Der stille Wunsch von seiten der Mutter und die freudige Zusage seiner Schwester Edeltraud, welche ja persönlich im Marienverein mit der Sängerin verbunden war, waren ebenfalls ausschlaggebend, und als er Angelina zum erstenmal in die sanften Augen geschaut, ihr bescheidenes Wesen, einem demütigen Veilchen gleich, kennengelernt, glaubte er nachgeben zu sollen, willigte ein, und so wurde an einem Marienfesttage in aller Stille und Sammlung der Ehebund geschlossen; der geistliche Freund selber segnete den Bund.

„Du sollst meine Madonna sein, und ich dein Bruder, dein Beschützer“, flüsterte Marion seiner weinenden Braut zu — „fürchte dich nicht — beide wollen wir Maria dienen.“ Die Ehe des jungen Paares, welche ja beide voll hoher Ideale, vornehmer Gesinnung und Herzensgüte waren, mußte eine glückliche sein; sie waren ein Herz und eine Seele, und im Kreise der Angehörigen und Bekannten war ihr Glück sprichwörtlich geworden.

Edeltraud, Marions Schwester, war bald nach dem Tode der Mutter zu dem Ehepaare gezogen. Die Mutter starb so glücklich in den Armen ihres Sohnes, sie wußte ja, daß es ihm gut ging, und konnte jetzt getröstet von hinnen gehen. Doch in ihrem letzten Augenblicke, sie war schon scheinbar im Delirium, sagte sie voll Glück, lächelnd, förmlich aufjauchzend: „Marion, Marion, mein Sohn, siehe, ich sehe einen goldenen Kelch in deinen Händen, — Gesalbter des Herrn —, werde glücklich.“ Dann fiel sie lächelnd, tot in die Kissen zurück. Marion wurde bleich, nur er allein hatte ihre letzten, flüsternden Worte vernommen; Angelina kniete weinend am Fußende der Sterbenden, aber es war ihr nicht entgangen, daß der Mutter letzten Worte ihn ungeheuer ergriffen hatten, daß er förmlich schwer daran trug... und bemüht war, dieselben zu verheimlichen. Edeltraud hatte ihre Worte ebenfalls nicht verstehen können; nur das Wort „goldener Kelch“ drang zu ihr, doch taktvoll wollte sie Marion nicht ausfragen, eine leise Ahnung stieg in ihrer Seele auf, und sie schwieg...

Ein Geheimnis schwebte über dem Glück des jungen Paares. Edeltraud, welche Zeuge dieses reinen Glückes war, dünkte es oft zu groß, so unbegreiflich, daß sie oft ängstlich dachte, kann denn die Blaue Blume aus dem Paradies, in der dunklen Erde des Lebens kräftige Wurzel fassen? Zuweilen sagte sie scherzend zu Angelina: „Ihr liebt euch zu sehr! Wird dies dauern? — „Nein“, antwortete Angelina, „nicht zu sehr, denn wir lieben uns in Gott... und Gott ist die Liebe.“

(Schluß folgt.)